

Unser Stadttheater

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 36

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

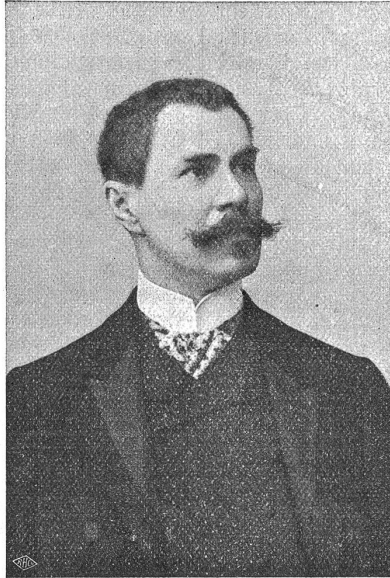
□ □ Unser Stadttheater. □ □

Die präfabrierte finanzielle Grundlage dieses Kunstinstitutes ist eine ebenso bekannte wie bedauerliche Tatsache. Wer den Verhältnissen nicht objektiv gegenübersteht, ist leicht versucht, die Ursache der permanenten Defizite unseres Stadttheaters in der Anstalt selbst zu suchen: in der Leitung vielleicht, die es nicht versteht ein leistungsfähiges Ensemble zusammenzustellen, die dem Bedürfnis und dem Charakter der Berner zu wenig Rechnung trage und uns mit Stücken unterhalten wolle, die dem Großstadtpublikum angepaßt sind, uns aber kühl ließen bis ans Herz hinan. Ich schließe meine Ausführungen hier an.

Zunächst dies zur Entlastung der Theaterleitung: Wir Berner sind keine Kunstenthusiasten; ich spreche vom Volksganzen, nicht vom Einzelnen. Unser Volksscharakter verpönt die Begeisterung für einen Kunstfall. Viel leichter ereisern wir uns für die Politik, die Religion, die Schule. Das sind praktische Dinge, deren Wert oder Unwert wir greifbar messen können. Wir rechnen uns diesen praktischen, klug abwägenden Sinn als einen Vorteil an, den wir andern Nationen vielleicht voraus haben; er schützt uns vor übereiltem Handeln und vor Enttäuschungen, aber auch vor Verkennung des wirklich Guten und vor Ungerechtigkeiten im Urteilen. Das Theater aber leidet darunter; dieser praktisch kluge Sinn ist kein Nährboden für die Kunst des Scheines, die keine praktischen Ziele verfolgt, nicht einmal belehren und erziehen will.

Ja wenn sie dies noch täte! Da sollte es mir ein Leichtes sein, unser Theater zu empfehlen; denn so wenig dieser die Kunst braucht zum Leben, so sehr schätzt der Berner eine gute Schulbildung und eine solide Durchschnittsmoral. Ich brauchte hier bloß den Jugendaussatz Schillers, „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, zu zitieren. Eindringlicher und mit überzeugenderem Pathos vermöchte ich nicht die hohe Bedeutung der Bühne als Bildungsstätte für das Herz und den Verstand zu schildern als der junge Mannheimer Theaterdichter dies getan hat. Hören wir doch, was nach Schiller die Schaubühne zu wirken vermag! Ich nummeriere der Uebersichtlichkeit und der Einprägung wegen:

1. Sie straft die Laster und gibt weise und tugendhafte Lehren. Sie nimmt die Verführer und Unterdrücker, die Schänder von Ehre und Recht vor ihren unerbittlichen Richterstuhl. Verbrecher und Uebeltäter, die keine weltliche und keine geistliche Gerichtsbarkeit verfolgt, sehen ihre Schlechtigkeit offen daliegen im Spiel des Schauspiels. „Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes hinunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilfame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Makbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen . . . Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut . . . und wenn sein wütender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab euch alles!“ — wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe!“



Benno Koebke, Direktor des Stadttheaters.

2. Sie begleitet menschliche Empfindungen dahin, wo Moral und Religion dies unter ihrer Würde erachten: ins Reich der Torheit. Sie macht uns lachen über unsere eigenen Lächerlichkeiten; sie erzieht uns durch Spott, durch Spott, der nicht verlegt und nicht verschließt. Nur sie allein kann das.

3. Sie entlarvt zu unserer Mahnung die Heuchler und Schleicher, und sie offenbart der arglosen Unschuld die Neze der Sinnlichkeit.

4. Sie führt uns Schicksale vor und lehrt uns den Zufall im Leben mit Ergebung tragen.

5. Die Bühne macht uns tolerant, indem sie uns mit dem geheimen Räderwerk der Seele bekannt macht, uns selbst das Verbrechen, den Selbstmord z. B., psychologisch erklärt.

6. Die Großen der Welt hören nur von der Bühne herab die Wahrheit, hier nur sehen sie, den sie im Kabinet nicht sehen — den Menschen.

Zum Schlusse faßt Schiller zusammen: Der Mensch kann nicht immer im Geschäftsjoch liegen, er muß sich ausruhen, sich zerstreuen. Die Bühne bietet ihm Vergnügen mit Unterricht, Kurzweil mit Anstrengung gepaart und bewahrt ihn so vor „tausend Rasereien, die der Müßiggang ausheckt“. Gram, der am Herzen naagt, trübe Laune, Ekel vor den Geschäften, tausend Lasten, die die Seele drücken, vermischt das Schauspiel. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, der Glückliche wird nüchtern, der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne und der Unmensch fängt hier zum ersten Male zu empfinden an. Natur triumphiert. Die edle Empfindung erhält Raum, es ist diese: Mensch zu sein.

Schade, daß Schiller später diesen Standpunkt verlassen hat, hat verlassen müssen, weil er durch das Studium der Lessingschen Schriften und durch Shakespeare zu einer andern Auffassung gekommen ist. Schade deshalb, weil die oben angeführten Aussprüche Schillers uns nicht mehr erlauben, den Bernern ihr Stadttheater als nützliche und notwendige Institution zu empfehlen. Das will nun nicht heißen, Schiller habe später das Gegenteil von dem gedacht oder geschrieben, was er in seinem Thalia-Aufsatz niedergelegt hatte und daß wir darum nun dem Theater jede bildende Wirkung absprechen müßten. Schiller hat nur seine Ansicht von der unmittelbaren moralischen Wirkung des Schauspiels geändert. Nicht die auf der Bühne vorgestellten Leidenschaften werden im Zuschauer gereinigt, sondern seine Leidenschaften überhaupt, d. h. seine Empfindungen werden verstärkt oder gemildert, je nachdem sie zu schwach oder zu stark gewesen sind. Da aber das richtige Maß der Empfindung die moralische, d. i. gute Handlung bedingt, so kann die Bühne, indirekt wenigstens, moralisch wirken. Auf diesem Standpunkt ungefähr steht Schiller in seinen spätern Aufsätzen über dieses Thema, in dem „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und in dem andern „Ueber die tragische Kunst“.

Der Hauptzweck der dramatischen Kunst ist aber dem gereiften Schiller nicht die Moral, sondern das Vergnügen. Moralisch, d. h. unsere sittlichen Begriffe nicht grob beleidigend, muß immerhin das Stück sein, sonst geht auch das Vergnügen verloren.

Und da möchte ich nun wieder die Berner verteidigen; indem ich mich auf Schiller und Lessing berufe. Recht viele bleiben unserem Theater deshalb fern, weil es den Geschmack seiner Zuschauer am Wiener oder Berliner Vorstadtpublikum abschätzt und Stücke bringt, die für diesen Geschmack berechnet sind. Ich vermute, die Theaterleitung möchte das Beste tun, um das Haus zu füllen. Da rechnet sie nicht mit der Kritik, die die Pflicht hat, solche „Zugstücke“ abzulehnen. Ich möchte hier gerade über den „Leibgardisten“ von Franz Molnar ein Wort verlieren. Das Stück appelliert ziemlich stark an jenen Geschmack, ist aber keine Fabrikware, wie O. V. im „Bund“ schrieb. Es hat mich zwar auch nicht befriedigt; es ist mir — ich muß es gestehen — nicht moralisch genug. Oder soll das einem erheben, mitanzusehen, wie eine Frau nach sechsmonatlicher Ehe ihren Gatten hintergeht. Zum Glück für das Stück ist man bis zum Schlusse über ihre Moral im Zweifel; man hält sie für besser als sie ist. Der Schluß, so wie er ist, bedeutet eine Stimmungsbrechung; wir selbst, die wir einen andern Schluß erwartet haben, werden ausgelacht und gehen verstimmt nach Hause.

Aber amüßant ist das Stück auf alle Fälle. Ob es mehr die Kunst der Schauspieler als die des Dichters war, die mich gut unterhielt, möchte ich nicht entscheiden; jedenfalls ist die

Handlung geschickt erfunden und die Sprache, wenn nicht sehr geistvoll, so doch fein pointiert und gebildet. Ich finde darum eine schlanke Ablehnung des Stückes nicht berechtigt. — Es ist im Grunde bedauerlich, daß Theater und Kritik nicht bessere Fühlung haben. Sie sollten einander besser bedienen. Warum las man vor der Aufführung in der Tagespresse nichts über das Stück, das erstmals aufgeführt werden sollte, nichts über seinen Inhalt, den Verfasser? War das eine flauere „Eröffnung“! Jede Sommerwirtschaft macht mehr Propaganda, wenn sie ihre Fensterladen öffnet. Und mit Recht. Der Berner will wissen, wofür er sein Geld ausgibt, darum muß man ihm die Sache auch anrühren. Hinwiederum sollte die Kritik ihr Roß nicht allzu knapp fatten. Wenn man dem Publikum bloß versichert, das Stück taue nichts, so geht es eben nicht ins Theater, sondern irgendwo in eine Schaubude, die tüchtig Propaganda macht, oder es bleibt daheim bei einem schlechten Romane. Damit ist der Bildung des Volkes ebensowenig gedient wie dem Theater, das muß der Kritiker bedenken. Der Theaterdirektor hat eine schwierige Stellung inne; er soll können, was andere Menschen nicht können: zweien Herren dienen, der Kasse und dem guten Geschmack. Dieser Tatsache sollte der Kritiker Rechnung tragen. Man verlange nicht mehr von den Haushaltern . . . H. B.

Im «sonnigen» Süden.

Reise- und Hitzeplauderei von E. Trösch, Bern.

Italienische Zeitungen jammern immer wieder über den schlechten Besuch, durch den sich die Ausstellungen und Fremdenstädte Italiens seit Sommer-Anfang auszeichneten. Die Italiener haben die ganze zivilisierte Welt auf ihre Jubiläumsfeierlichkeiten- und Ausstellungen zu Gäste geladen, und jetzt: Gähnende Leere in Rom, dürftige Fremdenzahl in Florenz, spärlich besetzte Tribünen an den Ausstellungsfesten in Turin. Von Neapel und Venedig gar nicht zu reden, die als choleraverdächtig selbst von denen gemieden werden, die der Zufall allenfalls noch nach Rom oder Florenz verschlägt.

Kein Wunder, daß die italienische Presse schimpft. Der schlechte Besuch mag weithin spürbar sein; jedenfalls nimmt man ihn gewaltig aufs „Puntenöri“. Und ein Mailänder Blatt hat auch gleich den wahren Grund der unheilvollen Erscheinung herausgefunden: die Schweizer Hoteliers sind's natürlich, die die Millionen, welche nach Italien zu strömen im Begriffe standen, mit abenteuerlichen Behauptungen und grusligen Geschichten in der Schweiz zurück gehalten haben. Das Wortspiel „Wilhelm Tell oder Wilhelm Hotel?“ wird wieder aufgewärmt, ein bißchen Chauvinismus, ein wenig Neid kommen hinzu, und die Anklagerede ist fertig, der „wahre Grund“ ist gefunden.

Als ob die Schweizer Hoteliers noch vor dem Besuch Italiens zu warnen brauchten! Als ob das nicht ganz von selbst und auf die denkbar gründlichste Weise durch die seit Monaten überall herrschende fürchterliche Hitze und durch die paar Cholerafälle, die auf amtlichem Wege der Presse bekannt gegeben wurden, besorgt worden wäre!

Was mußte ich nicht alles hören, als ich einigen Freunden davon sprach, meine Sommerferien zu einem Besuch der florentinischen und römischen Ausstellungen benutzen zu wollen! „Was fällt Dir ein! — Bist Du bei Trost? — Wem wird es denn einfallen, in diesem fürchterlichen Sommer nach Italien, ausgerechnet nach Italien zu gehen! — Na, möge der „sonnige“ Süden Dich mit Hitzschlägen segnen; ich geh auch nach dem Süden, aber nur bis zum „Bueber“ hinunter.“ Und ängstlichere Gemüter warnten mich eindringlich vor der Cholera, die gerade deswegen gefährlich sein mußte, weil die Zeitungen

nur selten über die vereinzelt, amtlich gemeldeten Fälle berichteten.

So riet und warnte man. Ich ging trotz alledem.

Mittags nach ein Uhr kam ich in Florenz an. Ich hatte also gleich auf der Hinreise Gelegenheit gehabt, die bösen Hitzeprophezeihungen aus der Heimat auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Nun, ich möchte nicht gerade behaupten, daß es in den überfüllten Rupees „angenehm kühl“ gewesen sei — wie im Tea-Room der Confiserie Wenger. Aber viel schlimmer als in überfüllten Mittagszügen der S. B. B. war es sicherlich auch nicht. Ein frischer kräftiger Luftzug strich durch das Wagenabteil, und die mitreißenden Mailänder und Bolognesen wußten es stets so einzurichten, daß kein Sonnenstrahl ins Rupee drang. Die Fächer der anwesenden Damen waren in emsiger Bewegung. Eine kleine Mailänderin, mit der sich angenehm über die oberitalienischen Städte und Schönheiten plaudern ließ, war lebenswürdig genug, den Fächer so zu führen, daß sein kühlender Hauch auch mir zugute kam. So war es jedenfalls sehr wohl zum Aushalten. Ich habe auf mancher Fahrt nach Zürich, Basel oder auch nach Thun, weit mehr Schweiß vergossen als auf dieser sechsstündigen Fahrt von Mailand nach Florenz.

Ein übler Nachteil machte sich freilich auf der Fahrt durch die Täler des Apennin bemerkbar. Beim Passieren der vielen kleinen Tunnels wurden die Fenster selten geschlossen, und da unser Wagen nur wenige Achsen hinter der fortwährend qualmenden Lokomotive eingehängt war, so glich unsere Gesellschaft bald einer Vereinigung von Maschinenheizern oder Kohlentragern. Das ist ja überhaupt die unangenehmste Seite einer längeren Eisenbahnfahrt in Italien: Ob man nun in erster, zweiter oder dritter Klasse fährt, man steigt am Bestimmungsorte in einem Zustande aus, der jeder Beschreibung spottet. In den Gypfenzügen gibt es ja freilich Toiletteeinrichtungen; allein sie sind entweder ständig besetzt, wenn man sie zu benutzen wünscht, oder sie enthalten kein Wasser. Man tut daher gut, einen leichten Reiseüberwurf, den man bis zum Halse zuknöpfen kann, mitzunehmen, um so wenigstens die Kleider etwas zu schonen.